

KRYSTYNA KUHN



DER FLUCH

Arena

sie mich – nein, nicht aufspießen – sondern eher zu irgendetwas überreden wollen. Und noch etwas ist da, was mich irritiert.

»Ja, und?«

»Ich komme aus Boston. Wie du.«

Ich erstarre. So wie sie es sagt, klingt es, als läge in diesen Worten so etwas wie eine Warnung.

Am Abend schwirrt mein Kopf von den vielen Fragen, mit denen mich die neuen Studenten gelöchert haben. *Bis wann haben wir Ausgang? Bis wie viel Uhr ist die Mensa offen? Kann man sein Hauptfach noch wechseln? Welche Profs sind gut, welche schlecht? Wo kann ich meine Wäsche waschen? Wie oft fährt der Bus nach Fields?* Wenn sie sich dazu bequemen würden, das Colledgehandbuch zu lesen, würden sie die Antworten dort finden.

Fast habe ich mein Treffen mit Muriel vergessen und beeile mich, nach oben in die Ateliers zu kommen, in denen ich in letzter Zeit so viele Abende verbracht habe.

Metamorphose. Ehrlich gesagt liegt mir das Thema nicht gerade. Es ist zu nah dran.

Metamorphose hat etwas mit Verwandlung zu tun. Und genau das ist der Prozess, in dem ich mich befinde.

Die Ateliers liegen im Hauptteil des historischen Colledgegebäudes, zwei Stockwerke über der Mensa. Genau wie der Speisesaal sind sie zum See hin verglast. Ursprünglich handelte es sich nur um einen einzigen Raum in derselben Größe wie die Mensa. Doch im Herbst wurde er durch isolierte Schnellwände in drei Bereiche unterteilt. Einige Studenten hatten sich mit Recht beschwert. Der Lärm ist unerträglich, wenn erst einmal Spritzmaschinen, Hammer, Meißel oder Schleifmaschinen zum Einsatz kommen, denn die wenigsten haben sich auf die Malerei spezialisiert wie ich.

Ich kann von Glück reden, dass ich einen Arbeitsplatz im hintersten Bereich direkt an der Glasfront ergattert habe. Die bodentiefen Fenster hier lassen sich mit einem einfachen Handgriff zur Seite schieben und man hat Zutritt zur sogenannten Galerie – eine Art lang gestreckter Balkon, nicht breiter als ein halber Meter, der dafür sorgt, dass man bei geöffneten Schiebetüren nicht abstürzt. Im letzten Sommer habe ich meine Staffelei manchmal nach draußen auf die Plattform aus Blech geschoben. Ich liebe es, im Freien zu malen. Das Licht hier oben ist einfach unglaublich. Und man hat seine Ruhe.

Muriel ist noch nicht da.

Ich schiebe mich an Staffeleien vorbei, stolpere über Zeitungspapier auf dem Boden, über Farbeimer, umgehe Steinblöcke. Einige Studenten bevorzugen riesige Leinwände, andere beschäftigen sich mit einem Spritzverfahren, weshalb ein paar Arbeitsplätze mit Plastikplanen abgetrennt sind, die leise rascheln, wenn man daran vorübergeht.

Leinwände. Der Geruch nach Farbe. Das ist meine Welt. Sobald ich sie betrete, verändere ich mich. Das ist meine eigentliche Metamorphose, ein Gefühl, das den ganzen Körper und die Seele umfasst.

Als Mrs Forster noch hier unterrichtet hat, waren die Dinge für mich einfacher. Tödlich langweilig, aber einfach. Sie hat nie begriffen, was Kunst mit mir macht, was es für mich bedeutet, vor der Staffelei zu stehen und zu fühlen.

Mr Flanagan ist da anders. Er versteht mich, sieht mich, wie ich bin, und gerade das ist das Schwierige daran. Immer wieder versucht er, mir begreiflich zu machen, dass ich den Prozess laufen lassen muss. Ich darf nicht zu viel denken. Es gibt diesen Flow, sagt er, wo das Denken sich auflöst und man Zeit und Raum um sich herum vergisst. Das ist der Zustand, den ich erreichen muss. Dann geht alles wie von selbst.

Er weiß nicht, wie sehr ich mich davor fürchte. Es laufen zu lassen, bedeutet, dass ich die Kontrolle verliere.

Ich schaue auf die Uhr. Immer noch nichts von Muriel zu sehen oder zu hören. Nun, mir kann es egal sein, wenn sie sich verspätet. Ich werde sowieso eine Weile hierbleiben.

Ich nehme das Tuch von der Staffelei und mische meine Farben an. Bevor ich beginne, betrachte ich mein Bild lange. Das mache ich immer. Ich betrachte es im Ganzen und dann gehe ich jede Einzelheit durch. In diesem Fall die beiden Gesichter, die ineinanderstecken. Die äußere Hülle ist eine Art Totenmaske. Die Augen geschlossen, scheinen die Konturen immer mehr zu verblassen. Ein Gesicht, das zerfällt, und im Innern steckt ein neues, ein anderes Gesicht. Es sieht mich direkt an.

Und dann passiert das, was immer passiert. Ich muss zum Pinsel greifen und bin schon dabei, die Struktur wieder und wieder zu bearbeiten. Ich denke an Sally, ihr Gesicht, die Hände, die blauen Augen. Der Blick, der so unendlich viel Weisheit enthält.

Und dann vergesse ich die Zeit, den Raum und das Licht, das immer mehr in die Dämmerung übergeht.

Es sind die Geräusche, die mich irgendwann wieder in die Wirklichkeit zurückholen. Um mich herum ist es dunkel. Die einzige Lichtquelle kommt von der Außenbeleuchtung des Campus. Fast scheint es, als hätte ich blind gemalt. Ich drehe mich zur Wand um und schalte das Licht an.

Irgendwo schlägt eine Tür zu, vorne rascheln die Plastikplanen und bewegen sich leicht. Aber ich kann niemanden sehen.

In diesem Moment fällt mein Blick auf die Staffelei neben meiner. Das Bild ist mit einem weißen Tuch abgedeckt. Ein seltsames Gefühl macht sich in mir breit und ich kann erst nach ein paar Augenblicken benennen, was mich stört. Aber je länger ich nachdenke, desto sicherer bin ich, dass die Staffelei gestern noch nicht hier war.

Unwillkürlich hebe ich eine Ecke des Tuches an, um mir das Bild anzusehen. Noch ist

kaum etwas zu erkennen. Lediglich der Hintergrund ist angelegt.

Aber die grauen Farbtöne, die an weißen Marmor erinnern und die mich so viel Zeit gekostet haben, bis ich das richtige Mischungsverhältnis gefunden hatte, hätte ich überall wiedererkannt.

Es sind die gleichen, die ich verwende. Auch die Struktur ist exakt dieselbe.

Und erst jetzt fällt mir auf, dass Muriel nicht gekommen ist.

5. Rose

Der erste reguläre Unterrichtstag, der Montagmorgen, beginnt mit der Philosophievorlesung bei Brandon. Er kommt vermutlich wie immer in der letzten Minute, doch Ike, seine schwarze Dogge, liegt bereits vorne neben dem Pult. Manchmal denke ich, der Hund kennt Brandons Stundenplan besser als der Prof selbst.

Ansonsten herrscht noch Ferienstimmung. Die Flügelfenster des Hörsaals sind weit geöffnet, es riecht nach Frühling und Sonne, nicht das leiseste Lüftchen regt sich draußen.

Die meisten Studenten sind in ein Gespräch vertieft, zeigen sich Fotos auf ihren iPhones, diskutieren lautstark. Irgendjemand spielt laut Musik auf seinem Laptop ab.

Mein Blick fliegt über die Sitzreihen und ich erkenne Muriel, die in einer der mittleren Reihen sitzt. Ich steige die Stufen im Gang nach oben und schiebe mich auf den Platz neben sie.

»Wie geht's?«, frage ich.

Sie sieht mich nicht an, murmelt lediglich: »Alles okay.«

»Warum bist du gestern Abend nicht gekommen?«

Sie ist wirklich seltsam. Offenbar fällt es ihr schwer, mir in die Augen zu sehen. Sie wirkt furchtbar nervös. »Ich war dort, aber die Türen waren abgeschlossen.«

»Wann warst du denn oben?«

»So gegen halb acht.«

»Merkwürdig, da war ich auch da.« Ich mache eine Pause und füge schließlich hinzu: »Die Ateliers sind nie abgeschlossen. Wir können jederzeit rein.«

Sie wendet den Kopf, zuckt mit den Schultern: »Keine Ahnung, aber die Tür war verschlossen. Ich dachte, du hättest es vergessen.«

Ich lasse das so stehen. Ich bin nicht der Typ, mich zu streiten, schon gar nicht über solche Nebensächlichkeiten. »Was ist mit heute? Wenn du willst, können wir uns nachher treffen und ich gehe mit dir meine Aufzeichnungen durch.«

Sie wendet sich ab. »Nicht mehr nötig.«

Ich will noch etwas sagen, doch plötzlich höre ich, wie jemand meinen Namen ruft.

»Rosy-Rose.«

Ich drehe mich um. Sam Ivy lehnt ganz oben an der Wand. Er trägt ein weißes T-Shirt zu einer grauen Anzughose und seine Frisur erinnert an Bernie aus *How I met your mother*. Neben ihm schiebt sich jetzt auch noch Ian O'Connor aus der Reihe und winkt mir zu. Ich verdrehe die Augen. Die beiden spielen die Bad Boys des Grace College, aber mich haben sie bisher in Ruhe gelassen. Vermutlich wegen meiner Glatze.

Doch jetzt haben sie ein Lächeln auf den Lippen, das sie vermutlich für verführerisch

halten, und winken mir zu.

»He«, ruft O'Connor. Er hebt die Hände und ruft über die Stuhlreihen. »Mögen die Spiele beginnen.«

Im Saal wird es merklich stiller und ich spüre, wie sich Köpfe zu mir umdrehen.

Ich tippe mir nur an die Stirn und beuge mich demonstrativ zu meiner Tasche nach unten. In meinem früheren Leben habe ich gelernt, Typen wie O'Connor zu ignorieren, und das, was mir passiert ist, hat nichts daran geändert. Im Gegenteil.

Ich packe mein Notizheft und meinen Laptop aus. Muriel sitzt neben mir, die Arme verschränkt. Unwillkürlich sehne ich mich nach einem bekannten Gesicht. Wo stecken David und Robert? Von Katie weiß ich, dass sie schwänzen wollte. Chris und Julia sind noch in Seattle auf diesem Autorenfestival.

Ich zucke zusammen, als ich plötzlich einen feuchten Atem in meinem Nacken spüre. Es ist Sam, der sich einen Platz in der Stuhlreihe direkt hinter mir gesucht hat.

»Gibst du mir eine Chance, Rose?«

Ich erspare mir und ihm die Antwort.

O'Connor lacht grölend und gesellt sich zu seinem Freund. »Na, kein Glück, Alter?«, fragt er gönnerhaft. »Sie wäre auch schön blöd, wenn sie sich mit dir einlassen würde. Bei deiner Jagdquote!«

»Meine Quote ist hervorragend.« Wieder Lachen von Sam. Dieses Männerlachen.

Ha Ha Ha Ha Ha.

»Eben! Deine Quote ist zu gut. Rose weiß das, deswegen hast du keine Chance. Sie sucht jemand ganz Besonderen. Stimmt's, Rose?«

»Meinst du etwa dich?« Er dünstet den Alkohol von seinem gestrigen Besäufnis aus.

»Was wollen die von dir?« Muriel wendet sich zu mir. Diesmal flüstert sie nicht. Sie klingt eher schon aggressiv. Ihre grünen Augen mustern mich, als versuche sie, irgendetwas herauszufinden. Nur was?

Ich zucke mit den Schultern. »Am besten man ignoriert Jungs, die es nie schaffen, aus der Pubertät herauszukommen. Vermutlich ein Hormonproblem.«

»Redest du über uns?« Wieder Sams nervende Stimme. »Kannst du dich nicht zwischen uns entscheiden, Rose?«

Ich drehe mich um und sage ruhig. »Vergesst es. Beide. Ich bin nicht interessiert.«

In diesem Moment schiebt sich ein Junge neben mich in die Bank, den ich nie zuvor am Grace gesehen habe. Und er wäre mir mit Sicherheit aufgefallen. Man trifft nur selten Studenten, deren Kleider keine Falten aufweisen und die sich mehrmals am Tag rasieren. Der raue Duft, der von ihm ausgeht, ist so intensiv, als würde ich meine Nase in sein Rasierwasser halten. Er trägt tatsächlich einen schwarzen Anzug, dazu eine Krawatte und ein weißes Hemd. Seine Schuhe sind so blank geputzt, dass sich das Licht in ihnen spiegelt.